



Bekannt wurde er in den 1980er Jahren als Mitglied der frisch-frechen britischen Big Band The Loose Tubes und als gewichtiges Viertel von Bill Brufords Gruppe Earthworks. Heute ist der Saxofonist Iain Ballamy eine noch junge Legende, die sich nicht auf den eigenen Lorbeeren ausruht und immer neue Soundgründe erforscht.

Text und Fotos: Ssirius W. Pakzad

Iain Ballamy

SCHÖNHEITSPFLEGE

Die Bühne sieht wie ein Klang-Versuchslabor aus: Alles ist vollgestellt mit Instrumenten. Auf mehreren Tischen liegen Gerätschaften, aus denen allerlei bunte Kabel herabhängen – eine echte Stolperfalle für die beiden Musiker, die in München einen Workshop abhalten wollen. Da sind sie auch schon, geben kurz bekannt, dass sie erst mal ein wenig spielen und dann erklären werden, was sie da eigentlich treiben. Das hauptsächlich aus Schülern und Musik-Studenten bestehende Publikum staunt nicht schlecht, als der norwegische Schlagzeuger, Percussionist und Elektroniker Thomas Strønen und der englische Tenor- und Sopransaxofonist Iain Ballamy (der ebenfalls mit Elektronik hantiert) zusammen loslegen. Sie nennen sich „Food“. Einst war das eine etwas umfangreichere Band, der auch noch der Trompeter Arve Henriksen und der Bassist Mats Eilertsen angehörten. Übrig geblieben ist das Duo, das an diesem Morgen auf herkömmliche Weise Klänge erzeugt, sich aber gleichermaßen zur Wunderwelt des Digitalen hingezogen fühlt.

Strønen und Ballamy entwerfen unwirkliche Loops und seltsame Echos, lassen mit bedrohlich wummernden Schlägen den Raum erzittern. Es zischelt, zirpt, fiept, piept. Was sich eine Weile nach reinem Chaos anhört, das da aus einer musikalischen Parallelwelt herüber zu dröhnen scheint, ordnet sich langsam zu einer spontan erdachten, nachvollziehbaren Form. Was die Foodianer an manchmal leichten, aber auch oft schwer verdaulichen Zutaten verwenden und zum Köcheln bringen, erschließt sich immer mehr – und doch bleibt für Zuhörer wie Ausführende offen, was als nächstes passiert. Offensichtlich ist nur eines: Beide Musiker wollen das Experimentelle nur bis zu einem gewissen Grad betreiben. Immer suchen sie nach einer Struktur – und nach dem Lyrischen im Abstrakten. Gerade Ballamy mit seinem unverschämte ausgeprägten Sinn fürs Melodische zieht es zum differenziert Schönen hin.

„Freie Musik muss ja wohl nicht unbedingt immer wütend und dissonant klingen“, sagt Iain Ballamy, kurz nachdem ihn

die Workshop-Teilnehmer mit Fragen gelöchert haben. „Freier Jazz ist häufig aggressiv und ziemlich sperrig, bissig und chaotisch. Ich glaube, da gibt es noch die eine oder andere Option, was Konzeptionen betrifft. Improvisationen können eben auch verträumt und in sich ruhend, magisch oder mystisch klingen, Texturen haben und Soundlandschaften entwickeln. Es gibt keine Notwendigkeit für das Militante, das Raue. Ich sage nicht, dass es das nicht auch geben darf und sollte. Ich persönlich bevorzuge aber Musik, die „schön“ ist. Und wenn ich „schön“ sage, meine ich damit Musik, die mich nicht stresst.“

Nicht mal in der Zeit, in der er sich seine Hörner hätte abstoßen können, dachte er anders. Iain Ballamy, Jahrgang 1964, begriff früh, dass das Rebellische auch geordnete Strukturen haben darf. Der aus Guildford, Sussex, stammende Musiker, der sich seine Fertigkeiten weitgehend autodidaktisch draufschaffte („ich studierte keine Instrumente, ich reparierte sie“), ist ein Kind des britischen Jazz Revival. In den frühen 1980ern war Jazz im Königreich plötzlich wieder hip. Die Stars des Genres schafften es bis auf die Titel der Hochglanzmagazine. Im Fernsehen und Radio erlebte der Musikstil eine Blüte-Zeit, die Clubs waren voll und selbst in den angesagten Tanzschuppen wurden die beweglichen Körperteile von Jazz-Grooves in Schwingung gebracht. Und es war eine Phase, in der viele junge Musiker auf die Szene drängten, die unerschrocken Klänge fusionierten. Viele derer, die in der Zeit hochkamen, sind heute noch einflussreiche Aktivposten der Jazz-Community. Und einer von ihnen heißt Iain Ballamy. „Ich kannte es gar nicht anders als in diesen Zeiten des Aufbruchs. Mir war allerdings gar nicht bewusst, wie tough die Zeiten davor waren. Es gab ein paar Musiker, die sich durchsetzen konnten, Kenny Wheeler etwa oder John Surman, John Taylor und Evan Parker. Von diesen bekannten Namen abgesehen profitierten wenige ältere Jazzmusiker von dem sogenannten Revival. Und sie haben sich trotzdem nicht entmutigen lassen und einfach weitergemacht – der Musik wegen.“ Iain Ballamy hatte das Glück, in seinen Anfängen bei einem Haufen Gleichgesinnter zu landen, die den Jazz mit ein paar Zutaten aufzufrischen versuchten. „The Loose Tubes“ – wer die Besetzungen dieser unkonventionellen Big Band heute durchstöbert, blickt auf ein Who is Who des aktuellen britischen Jazz. Django Bates war damals dabei, John Paricelli, die Gebrüder Argüelles, die Gebrüder Mondesir, Chris Batchelor, Ashley Slater, Steve Buckley, Mark Lockheart. Einige dieser Größen von heute fanden sich dann später in Django Bates' furioser Big Band Delightful Precipice wieder – so auch Iain Ballamy, der in Bates einen Freund fürs Leben fand. Die beiden waren später tragende Mitglieder von Bill Brufords Earthworks oder machten bei Human Chain gemeinsame Sache.

Iain Ballamy: „Aber alles nahm bei den Loose Tubes seinen Anfang. Es war einfach wunderbar, in dieser Band zu sein, weil ich so ungemein viel lernte, etwa, wie man Musik richtig liest, wie man in einer Bläser-Sektion spielt, aber auch, wie eine Kooperative ohne richtigen Leader funktionieren

ED PARTYKA

einer der auffälligsten Arrangeure unserer Zeit mit seinem eigenen

Jazzorchester

feat.: Efrat Alony



Ed Partyka Jazz Orchestra,
feat.: Efrat Alony –
„Songs of Love Lost“
Neues Album
ab 18. Juli im Handel

Live:

15.07 Bb Jazz Club Berlin
16.07 Bb Jazz Club Berlin
17.07 ARTheater Köln
18.07 Unterfahrt München
(BR Mitschnitt!)



The Music of Ed Partyka,
feat.: Efrat Alony –
„Overcast“
5-Sterne-CD aus dem Jahr 2008

KULTURradio^{bb}
92,4

Bayerischer Rundfunk



kann. Außerdem haben die Loose Tubes mein politisches Verständnis geschärft. So protestierten wir vor der südafrikanischen Botschaft gegen Apartheid. Wir beschäftigten uns mit Umweltfragen und ließen unserem Ärger in Konzerten Luft, wenn uns etwas auf die Palme brachte. Wir benutzten die Musik als Plattform, um uns politisch zu äußern. Die 1980er waren eine schwierige Zeit – speziell die Thatcher-Jahre. Es waren raue Zeiten für viele Menschen im Lande.“

Diese versuchten auch die Musiker mit typisch britischem Humor zu überwinden. Aber es kam bei den Kritikern nicht immer so gut an, wenn sich Klamauk und höherer Blödsinn in die Klänge mischten. „Viele Journalisten haben uns damals damit aufgezogen. Dazu kann ich nur sagen: In unserem Land war man ohne Sinn für Humor echt aufgeschmissen. Es gibt das Comedy- oder Humorelement im Übrigen auch, um mit dem Publikum zu kommunizieren und es in die Musik hineinzuziehen“, sagt Iain Ballamy. „Der Grund, warum Leute wie Nigel Kennedy oder andere unkonventionelle Musiker in der sogenannten klassischen Szene bei Vielen so beliebt sind, hat damit zu tun, dass diese Leute das Eis gebrochen haben. Sie setzten sich über das Formale, das Steife, die geradezu zeremoniellen Abläufe und das übliche Protokoll hinweg. Für einige Leute mag das zwar ein Abturner sein – aber ich finde, es sollte einfach ein bisschen menschlicher zugehen. Dazu gehört auch Ehrlichkeit auf der Bühne. Einmal habe ich meinem Publikum von meinem Tag erzählt, der sich etwas schwierig gestaltete. Ich hatte wegen eines angeblichen Verkehrsvergehens vor Gericht zu erscheinen. Ich hatte natürlich keine Schuld“, kichert Ballamy. Ich dachte mir an

diesem Konzert-Abend, dass es ein guter Weg wäre, mit der Schilderung des Erlebten die Barriere zum Publikum zu durchbrechen.“ Und die Musik hilft ihm, Tage wie diesen zu verdauen. Sie war schon immer ein guter Weg, um mit den Widrigkeiten des eigenen Lebens klarzukommen. So weiß Ballamy sicher nicht, was er ohne den Trost gemacht hätte, den ihm die Musik spendete, als er schon in sehr frühen Jahren Witwer wurde. Der Verlust seiner Frau hat allerdings auch einige Verhältnisse gerade gerückt. „Die Situation damals hat mich für mein Leben geprägt. Ich bin nicht so erpicht darauf, unbedingt der größte Monster-Motherfucker-Saxofonist der Welt zu werden – jedenfalls nicht um den Preis, meine beiden Kinder zu vernachlässigen. Ich würde es nicht übers Herz bringen, zu lange von ihnen weg zu sein oder ihre Geburtstage zu verpassen.“

Auch wenn den Saxofonisten einst das Unheil traf, ist er mit seinem Leben sonst alles andere als unzufrieden. Einem Lotterieverkäufer am Flughafen, der ihn zum Loskauf drängte, hat er mal geantwortet: „Ich hatte schon genug Glück im Leben, ich muss es nicht noch weiter herausfordern.“ Schon mit dem, was er musikalisch alles geleistet hat, muss er sich wie ein vom Schicksal liebevoll auf die Stirn geküsster Mann vorkommen. Er gilt immer noch als einer der besten Sopran- und Tenorsaxofonisten des Landes. In diversen eigenen Gruppen konnte er sich prächtig ausleben. Er durfte Musik für Theater, Ballett und Film schreiben und Hörspiele komponieren, konnte den heimischen Kaminsims mit Trophäen überladen, gründete ein eigenes Label („Feral“) und ist für das „UK Magazine“ Autor einer Kolumne, in der er sich als eine Art Jazz-Psychiater verdingt („In The Saxophonist's Chair“). Außerdem unterrichtet er zeitweise an der Royal Academy Of Music und am „Royal Welsh College Of Music And Drama“. Was lernt er eigentlich selbst, wenn er Stunden gibt? „Ich lerne, wie die jüngeren Musiker von heute denken und ticken, wie sie ihren Weg einschlagen und wie sich die Dinge seit damals verändert haben. Außerdem kriegt man eine Menge über derzeitige Trends und Moden mit. Mich hält der Kontakt zu den Studenten frisch und jung. Ich fühle mich eigentlich eher wie ein Mentor. Die besten unter den jungen Spielern tragen schon alle Voraussetzungen und Komponenten in sich. Sie sind sich nur nicht sicher, wie sie ihre Fertigkeiten, ihr Wissen und ihre Ideen verknüpfen können und an den Mann bringen. Dabei helfe ich Ihnen. Ich zeige ihnen, wie sie das, was sie musikalisch und menschlich schon draufhaben, im Job umsetzen können.“ In seinen Stunden betont Iain Ballamy gegenüber den Studenten auch immer wieder, wie wichtig ein gesundes Berufs-Ethos für das spätere Fortkommen ist. „Der Typ, der immer pünktlich ist, seinen Kumpels gelegentlich ein Bier ausgibt, sich den Arsch abarbeitet und nicht dauernd rumjammert, kriegt die Jobs später eher als der Bursche, der zwar ein kleines Genie sein mag, dafür aber immer zu spät kommt, mit sich im Unreinen ist, sich dauernd selbst runterzieht und grundsätzlich nie eine Runde Drinks schmeißt.“

www.ballamy.com